

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 61.

Montag, 14. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(10. Fortsetzung.)

Roman von E. Zißler-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Sie bog, unwillkürlich aufseufzend, den Kopf mit den schweren Haarmassen in den Nacken: „Ach, es war eine drückende Last!“ — Wie sehnte sie sich nach dem schlichten Scheitel, nach ihren straffgeflochtenen Zöpfen, die den ganzen Tag fest und glatt blieben.

Und die goldene Brille hatte der Unband ihr auch abgeschmeichelt. Sich selbst hatte sie dies, ihr bisher unentbehrlich scheinende Gerät auf die Nase gesetzt: „Tantchen wie seh' ich aus?“ Vor dem Spiegel stehend, sich mit hochgezogenen Brauen beschauend, hatte sie schallend aufgelauscht und dann wieder gutmütig schmeichelnd und halb keltend Mechthildis umhast: „Aber Tantchen, liebes Tantchen, du bist ja garnicht so kurzichtig. Ich sogar mit meinen Fallenaugen kann durch dieses ungeschickte Ding sehen. Nun denke einmal! Und um solch ein bißchen Kurzichtigkeit verschimpfertest du dir das hübsche Gesicht! Wenn du nur wüßtest, wie jung du noch ausiehst, Tantchen!“

Susanne war gekommen, schon am frühen Morgen, im hübsch gearbeiteten, allerdings sehr einfachen, weiß und hellblau gemusterten Waschkleid, tabellos frisiert — „à quatre épingles“ wie der Franzose sagt — um dem lieben Gast ihre Hilfe bei der Toilette anzubieten.

Mechthildis Augen hatten mit geheimem, sich selbst zugestandenem Wohlgefallen auf dem nicht schönen, aber vornehmen Nasengeficht des Mädchens geruht und dabei übersehen, daß das hübsche, moderne Kleid doch nur aus ganz einfachem Kattun bestand. Und gnädig, wenn auch erst nach vielem Hin- und Herhandeln, hatte sie ihren feinen Kopf, die fast unwahrscheinlich starken, aschblonden Haarmassen den geschickten Händen der Nichte überlassen.

Ihr Schönheitsgefühl, als sie sich nachher von allen Seiten im Spiegel besah, fühlte sich wie mit leise streichelnder Hand berührt, als ihr das zarte Gesicht in der sorgfältig angepaßten Frisur, die dem etwas gelockten Haar volle Freiheit gab, aus dem Glase entgegenblickte.

Das war sie, Mechthildis von Massenbach — und doch wieder nicht. Eine neue, junge, fast beängstigend reizvolle. Und der hochmütig überhebende Zug, der das vornehme Gesicht oft bis zur Häßlichkeit entstellte, verschwand fast gänzlich unter einem überraschten Lächeln, das zwischen den bläuroten, schmalen Lippen eine Reihe nicht zu kleiner, aber schneeweiß und sorglich gepflegter Zähne sehen ließ.

Nichtsdestoweniger war sie tropig in ihrem grauen, lang herabwallenden Gewand zum zweiten Frühstück heruntergegangen — die Morgenschokolade hatte sie, wie immer im Bett eingenommen. Und in dem hübsch ausgestatteten Zimmer, das von hellem Maiensonnenschein überflutet war, der durch moderne, lichtgemusterte Vorhänge ungehindert hindurchbrechen konnte, dem Silbergeschirr des Frühstückstisches blühende Funken entlockte und den uralten Damast des Bedekes wie Atlas schimmern machte, fand sie bereits den größten Teil der Familie vor.

Bei der liebevollen Begrüßung der Schwägerin, die teilnehmend fragte, wie sie die Nacht geruht, da wollte wieder etwas wie frohes, herzliches Behagen, ein Aufblühen der Familienzugehörigkeit in ihr Platz greifen, aber gewaltsam unterdrückte sie die ungewünschte Regung, und ihr Gesicht nahm wieder den eiskalten Ausdruck hochmütiger

Bugeknöpftheit an, der es so bis zur Unkenntlichkeit entstellen konnte.

Als Konz mit der lärmenden Unbekümmertheit halbwüchsiger Jungen auf die neue Frisur der Tante aufmerksam machte und von allen Seiten deren Kleidsamkeit gerühmt wurde — selbst der Hausherr hatte ein: „Donnersachsen! Nicht wiederzuerkennen. — Mechthild, du könntest als Kellamebild für ein Haarwasserexzilier dienen . . .“ losgelassen, da hob sie nur lässig die feine Hand.

„Aber ich bitte euch — eine Dame von Stand. Aribert, darf ich mir für den Nachmittag Susanne und den Wagen ausbitten? Ich möchte in die Stadt fahren, meine Garderobe etwas zu vervollständigen. Susse wird mir mit ihrem Rat beistehen. Ist dort?“

Und nun wurde von allen Seiten auf sie eingestürmt. Man rühmte Schlesinger, der eine Directrice von Person geheiratet hatte, und bei dem alle Gutsbesitzer der Gegend jetzt einkauften.

„Du kannst dich auf Frau Schlesinger vollständig verlassen“, versicherte die klingende Stimme der Schwägerin von links.

„Wenn du im Evaskostüm hineingehst, kannst du als Mannequin wieder rauskommen“, half Herr von Massenbach von rechts nach.

„Es gibt auch Hüte dort, die Auswahl ist nicht groß, aber sehr gebiegen“, warf Susanne ein und goß der Tante das geschliffene Glas voll köstlicher Milch. —

„ . . . und wenn Jungens einen Anzug kaufen, da kriegen sie einen Spazierstock oder einen Ballon zu,“ schrieb Konz dazwischen, dem die Zugabe über alles andere ging.

„Wirklich?“ fragte Mechthildis in dem Bemühen, liebenswürdig zu sein, versuchte ein wenig zu lachen, brachte es aber nur zu einem etwas gestorenen Lächeln, „braucht denn der Konz von Massenbach sich etwas schenken zu lassen?“

„Er braucht's nicht, aber er tut's,“ lachte Jakob, der sah, wie dem Hausherrn bereits wieder eine dunkle Röte in die Stirn zu steigen begann.

„Sie tun's alle hier,“ begnügte die Mutter und bot der Schwägerin die Schüssel mit Toast, der vorsorglich für sie allein bereitet war. Die anderen begnügten sich mit Brot, Schinken und eigenbereiteter Wurst, dazu ein selbstgebrautes Hausbier, das alle sehr liebten.

Dieser Dickkopf hier ist aber ganz besonders für „Habe ich“ statt „Hätte ich“, sagte der junge Baron und griff scherzend dem Jungen in das wuschlige Dunkelhaar. „Was Jüngster?“

Die Kleiderfrage war vergessen, man lachte und neckte sich, sprach kräftig den Speisen zu, war heiter und guter Dinge, und ein unbeteiligter Zuhörer hätte meinen können, daß noch nie ein Wölkchen den blauen Himmel dieser glücklichen Familie getrübt hätte.

Selbst Mechthildis fühlte sich von dieser Frohheit, durch einen goldigen Humor gewürzt, im innersten Herzen angewärmt, wenn sie es sich auch nicht zugestehen wollte und bei jedem kräftigen Wort mißbilligend die feinen Brauen zusammenzog.

Die einzige, die kein Wort zu der Unterhaltung gab und

still in sich gelehrt nur an den Speisen nippte, war das Trautchen.

Sie beneidete die Rusine um das nähere Verhältnis, in das sie zu der Tante getreten war, und schalt sich innerlich, daß sie nicht zuerst den „glorreichen Einfall“ gehabt hatte, ihr eine neue Frisur auszuwechseln.

Freilich froh sie schon bei dem Gedanken an dieses Wagnis förmlich erschauernd in sich hinein: Lieber Gott, das hätte sie nie fertig gebracht. Die Susse, ja das war ein anderer Schlag, da war Kern drin. Allerdings — ihr lieber, einziger Knud! Wenn Tante Rechthild ihnen nicht zu Hilfe kam, konnten sie ja wohl alt und grau werden, bis sie sich heiraten durften. Sie hatte es ihm so fest versprochen, alles zu tun. Wenn sie nur wüßte, was. Aber es fiel ihr nichts ein, gar nichts.

Sie zerdrückte ein Brotkrümchen zwischen den Fingern und fühlte, wie es ihr heiß und schwer unter den Lippen hervorzusquellen begann. Und dann fiel sie ganz unvermittelt in das herzliche Gelächter der Umstehenden mit ein.

Der Haussohn hatte gerade mit unbezwinglichem Humor die neue Stallmagd geschildert, die sehr jung, aus einem Wädnerhause stammend, sich auf dem abligen Hof wie ver-raten und verkauft vorkam, und in dem vergeblichen Bemühen, sich den Verhältnissen anzupassen, ihm gestern abend auf seine Frage: „Was gibt's denn heute in der Gesindetüche, Stin?“ halb bewußtlos vor Schreck: „Griechsuppe, Herr Baron,“ geantwortet hatte.

Und nun folgten eine Reihe von Schilderungen aus dem Leben der Dorfbewohner, die meist durch ein: „Rein, Tantchen, das mußt du noch hören,“ oder „Väterchen, entsinnst du dich noch?“ eingeleitet wurden. Und dabei wurde herzlich gegessen, so wie es Leute tun, die den Morgen in heißem Schaffen verbracht haben, man lachte, berichtete nedeu etwaige Irrtümer, und wußte kaum zu bleiben vor Uebermut und herzaquellender Fröhlichkeit.

Selbst Traute vergaß ihren Herzenstummer und beteiligte sich mit dem zwitschernden Stimmchen und einem schallhaft quellenden Humor, den man dem zarten Püppchen gar nicht zugetraut hätte, an dem Streit, den Erzählungen und Redereien der anderen.

Und dazwischen saß Rechthildis, die Hände, die sich nur ab und zu einmal nach dem Glase mit Milch ausstreckten oder ein Krümchen Toast zwischen die Lippen schob, meist im Schoße gefaltet mit dem Ausdruck einer körperlich Gequälten, die Schultern zusammengeschiebt, als trügen sie eine ungeheure Last.

Und wirklich, wie Bergesgewicht lag es auf ihr. Nach der künstlichen, seelischen und körperlichen Verästelung, in die sie sich seit Jahren gehüllt, wie in ein überwärmendes Gewand, fehlte ihr die Wertung für das frohe, kraftvolle Menschentum der Geschwister, das aus harter Arbeit, zähem Ringen um die heimatischen Schollen geboren worden.

Gerade inmitten eines herzhaften Gelächters, das der Freiherr mit einem harmlos derben Witzwort gezeitigt, stand sie auf und, fast rasch mit einer schnellen Bewegung den Stuhl zurückschiebend, schritt sie so eilig, als brenne alles um sie her lichterloh, dem Ausgang zu.

Die Umstehenden, deren frohes Lachen so schnell verstummt war, als sei unversehens eine rohe Hand dazwischengeschlagen, wechselten erschrockene Blicke.

In dem Auge des Hausherrn begann es bereits wieder zu glimmen.

Allein Susse behielt ihre gewohnte Ruhe und eilte leichten Fußes der Tante nach: „Wohin willst du, Tantchen? Darf ich dich begleiten. Kann ich dir irgendwie behilflich sein?“

Mit der matten, hilflosen Bewegung eines kranken Vögelchens hob Rechthildis die Hand und berührte leise, wie huschend, die gebräunte Wange des jungen Mädchens: „Ich danke dir, mein gutes Kind“, das klang schwach wie ein Hauch, „ich — ich werde mich ein wenig in dem Park ergehen, alte Erinnerungen auffrischen.“

Sie neigte kaum merklich den Kopf gegen die Zurückbleibenden. Im nächsten Augenblick fiel die Holztür mit der köstlich geschnittenen Fällung klappernd hinter ihr ins Schloß.

Mit völlig bankeotter Miene hatte die Haustochter sich ins Zimmer zurückgewandt, wo die Mutter noch unbeweglich am Tische saß und wie in tiefer Erbitterung die Lippen

zusammengepreßt, im Takt mit dem silbernen Teelöffel auf dem schimmernden Damast des Gebäudes hämmerte.

Jakob tröstete an dem Bäschen herum, das am Ofen lehnte und leise vor sich hinweinte. Der Jüngste des Hauses war an die Schwester herangeschlichen und hing sich an deren Arm: „Darf ich zu meinen Karnideln, Susse.“

Sie nickte wortlos und strich ihm liebevoll durch das wuschlige Braunhaar. Dann trat sie zu dem Vater, der, die Hände in den Taschen, einen schweren, sorgenvollen Ernst auf dem Gesicht, in dem Lichtschein des breit hereinflutenden Sonnengoldes auf und nieder schritt.

Susanne hatte den Arm durch den des Vaters geschoben und schmiegte sich liebevoll gegen seine mächtige, gedrungene Gestalt: „Batschen — es wird schon werden.“

Er hatte sich mit heftigem Rud freigemacht und fuhr mit der Hand nervös durch das noch immer starke, nur leicht ergraute Haar: „Ach, was kümmert mich die dumme Person, mit dem verknocherten Herzen.“

Frau von Massenbach hatte sich in ihrer ganzen Stillschkeit erhoben: „Aribert!“ warnte sie.

„Nu, ja, la“, er warf einen halben Blick zu dem Nichtchen hinüber, die das Taschentuch an die Lippen gepreßt hielt und mit den verweinten Augen trostlos gerade vor sich hinblidte.

Mit einigen raschen Schritten war er neben ihr, schlang den Arm um sie und küßte sie ein paar mal auf die Stirn und den Mund: „Kind, 's ist hart, aber, wenn du entsagen mußt, tröste dich mit dem Dichterwort: „Du bist die erste nicht“, murmelte er, und man merkte es ihm an, wie schwer seinem weichen Herzen das harte Wort wurde.

Das junge Mädchen sah mit dem Blick herzlichster, töchterlicher Liebe zu ihm auf: „Onkelchen, muß es denn sein? Können wir uns denn nicht haben, auch wenn die Tante das Kommissvermögen nicht gibt? Wir haben uns doch so lieb, Onkelchen...“ Es klang etwas wie schrille Angst in den Worten mit.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling.

Schon hebt im weiten Waldrevier
Ein zaubertiefes Klingen an.
Die Vöglein jubeln dort und hier,
Dem neuen Herrscher untertan.

Und fröhlich zieht mit Saitenklang
Der schöne Frühling in die Welt.
Aus allen Quellen strömt Gesang
Und rauscht empor zum Himmelzelt.

Die Erde schmückt sich wunderbar,
Und neue, tiefe Lebenslust
Geht hoffnungsfreudig, glodentklar
Durch jede frohbewegte Brust.

Frans Cingia.

Die kleine Freundin.

Von Karl Lütke.

Voll amtlicher Sorgen, die den Sorgen der übrigen Staatsbürger stracks entgegengeleitet waren, eilte der Finanzamtsassistent Alois Brendel allmorgendlich zur Stätte seiner amtlichen Taten. Allein da gab es plötzlich ganz unversehens einen hörbaren Anax in der streng amtlichen Gleichmäßigkeit des morgendlichen Ganges, als ihm immer an derselben Stelle eine unbeschreiblich hübsche, sauber gekleidete junge Dame begegnete, die der Herr Assistent sonst nie wahrgenommen hatte... es wäre ihm sonst doch wohl schon aufgefallen — trotz der amtlichen Sorgen — denn dafür war er nicht unempfindlich.

Es konnte bei der Veranlagung des Herrn Finanzamtsassistenten, der gewissermaßen nach einem ablenkenden Ausgleich gegenüber seiner aufreibenden Tätigkeit lechzte, nicht ausbleiben, daß er alsbald mit der ihm so oft Begegnenden anzuknüpfen versuchte. Und siehe da: das unbeschreiblich hübsche, junge Fräulein zeigte sich bei weitem nicht so forde, wie der Herr Assistent auf seinem Amt gewöhnt war und wie er auch hier insgeheim befürchtet hatte.

Die Gelegenheit zu einer Annäherung bot sich im Theater, einem Ort, der solcherlei Anbahnungen von jeher äußerst entgegenkam... und selbstverständlich ging man nach Schluß der Vorstellung schon zusammen. Am Hauptausgang wartete wohl angeblich die Mutter der jungen Dame, aber aus Berechnung vernahm die brave Tochter dies

und ließ sich von dem Herrn Assistenten durch einen der Nebenausgänge führen und auf einigen Umwegen nach Hause geleiten.

Anderen Tages trafen sie sich schon vertraut an, als sie sich begegneten.

Und dann gab Herr Alois Brendel wenig später bei der morgendlichen Begegnung dem Fräulein Therese ein Theaterbillet für den Abend. Auf diese Weise sah man sich neuerlich, konnte sich aussprechen und einander wiederum ein Stücklein näher rücken. Aber all dies brauche ich ja nicht in aller Ausführlichkeit zu schildern. Das kennt man wohl hinreichend?

Doch es darf hier nicht unterdrückt werden, daß der Ruf des Herrn Finanzamtsassistenten trotz seiner amtlichen Strenge nicht der allerbeste in der Stadt war — ja, daß man ihn einen in Liebesdingen flatterhaften Menschen und einen Schuldenmacher hieß. Und das war durchaus nicht Verleumdung. Auch bei Fräulein Therese zeigte sich Herr Alois Brendel von einer anderen, besseren, direkt ernstzunehmenden Seite.

Wieder hatte Fräulein Therese von ihrem nun schon ziemlich guten Freunde ein Theaterbillet erhalten und war natürlich auch zur Vorstellung pünktlich, wie immer, erschienen. Allein ihre Fröhlichkeit ging plötzlich in läches Erschrecken über.

„Was haben Sie?“ fragte Herr Assistent Alois Brendel teilnahmsvoll.

„Ich muß meine Geldtasche verloren haben. Ich habe sie bestimmt in die Handtasche gesteckt. Und nun ist sie weg!“

Sie war ganz aufgeregt.

„Hatten Sie viel Geld?“ erkundigte sich vorsichtig und betroffen der in Gelddingen sehr genaue Herr Finanzamtsassistent.

„Ja, leider. Ich habe für meinen Vater eine Rechnung einliefert und ganz vergessen, es ihm abzuliefern. Aber ich wäre sonst zu spät ins Theater gekommen, und Sie hätten warten müssen.“

Der Herr Assistent hatte sich bei der Verzweiflung der jungen Dame zu einem großen Entschluß durchgerungen und versicherte mit einem Versuch, die Angelegenheit von der humoristischen Seite aufzufassen: „Da bin ich also zu einem gewissen Grade mitschuldig an dem Verlust, Fräulein Therese?“

Die junge Dame blickte verwirrt auf. „So war es doch nicht gemeint!“

Ihr Begleiter klopfte auf seine Brieftasche. Dieser sinnfällige Hinweis war so zu deuten, daß erstens die Brieftasche wegen des heute am Monatslohn gezahlten Gehaltes die angefüllt sei und zweitens sich bereit halte, in die Brieftasche zu springen.

Fräulein Therese schien diesen sinnfälligen Wink zu verstehen und lächelte gerührt unter Tränen. Herr Alois aber fragte ganz obenhin: „Wie viel war es denn? Ich lege es gern eine Weile aus.“

Die Summe, die die junge Dame nannte, war nicht allzu klein! Doch der Herr Assistent hatte nun einmal in den lauren Paradiesäpfeln gebissen und verzog das Gesicht nur unmerklich. Er überreichte wohlhabend den Betrag dem Fräulein, das sich heute aus diesem Anlaß merklich weniger spröde bezeugte und sogar mit in ein Kaffeehaus ging, so daß Herr Alois die schönsten Hoffnungen erblühten.

Nur über ihren Namen und über ihre Familie ließ sie sich auch heute nicht aus, so gern Herr Alois gerade über diesen Punkt einige Klarheit beisehen hätte. Es hieß also in dieser Hinsicht noch etwas warten.

Doch es harrte des Herrn Assistenten eine weitere Enttäuschung: der Ruß, den er glaubte, ehrlich verdient zu haben und auf den er bestimmt gehofft hatte, wurde ihm beim Abschiednehmen in einer mit viel Geschick ausgewählten wirklich gänzlich dunklen Ecke verlagert — mit süßem, verheißungsvollem Lächeln zwar, aber doch verlagert!

Mißgestimmt schritt Herr Finanzamtsassistent Alois Brendel heimwärts, und man kann es ihm nicht verdenken, daß er mißgestimmt war. Der nicht empfangene Ruß verdroß, das Mißtrauen bezüglich des verschwiegenen Namens ärgerte ihn, und das Geld tat ihm bitter leid. Wenn nur die süßen Augen nicht gewesen wären!

Allein am folgenden Tage dachte er auch über sie, diese fasschen, treulosen Augen, anders! Betam er doch da einen Brief:

Sehr geschätzter Herr!

Da Sie den Restbetrag für den von meinem Vater bezogenen neuen Anzug trotz vieler Aufforderungen nicht bezahlten, übernahm ich es, das Geld von Ihnen zu kassieren. Quittung liegt hier bei. Der Betrag stimmt genau.

Indem ich noch bestens für die verschiedenen Theaterbesuche und die mir zuteil gewordene Begleitung danke, die ich natürlich künftig ablehnen muß, verbleibe ich

Achtungsvoll

Therese Stadler.

*

Herr Finanzamtsassistent Alois Brendel sah Fräulein Therese nie mehr, wenn er voll amtlicher Sorgen allmorgendlich der Stätte seiner amtlichen Taten zuerzte, und da er sich weniger als früher umblatte und die Sorgen entschieden größer geworden zu sein schienen, liegt die Vermutung nahe, daß er auch gar nicht die Absicht hatte, dieses Fräulein Therese wiederzusehen!

Das erste Veilchen.

Von Rene Voigt.

Gestern fand ich, tief im Walde versteckt, das erste Veilchen. Behutsam nahm ich es mit mir und zeigte es in meiner Freude einem kleinen Schulbuben, der, mit dem Tornister auf dem Rücken, des Weges kam. „Nu, wenn's weiter nicht ist!“ meinte der Knirps geringschätzig und trabte von dannen, wobei er den neuesten Revueschlager pfiff.

Siehst du, sagte ich mir, alles ist relativ. Man behält seine kleinen Freuden schon am besten für sich. Als mich aber die alte Frau vor der Zuerbude nach der Zeit fragte, konnte ich doch nicht umhin, sie bei dieser Gelegenheit auf meinen sarten Fund aufmerksam zu machen. „Daß Sie sich darüber noch so freuen können“, wunderte sich die Graustöpfige und fügte beinahe mitleidig hinzu: „Ich hab' 'ne Richte so in Ihrem Alter, die ist 'n bißchen beschränkt; die freut sich auch über jeden Dreck — ja, ja.“

An der Brücke begegnete ich dem schiden Willy, der sich so großer Beliebtheit bei der Damenwelt rühmen darf. „Nun wird's aber wirklich Frühling!“, rief ich ihm zu, „die Veilchen kommen schon!“ — „Wird den holden Kindern wohl nichts anderes übrigbleiben“, schnarrte der Unwiderstehliche und hielt das Gesagte für einen famolen Wit.

Mein Veilchen zärtlich in der Hand, ging ich dem Stadtimner an und traf mit der Bummelern zusammen, einer resoluten Wittib aus Borsdorf, die allwöchentlich einmal die großstädtischen Warenhäuser besucht. Auch ihr wies ich freudig den Frühlingssboten. „Machen Sie als Veilchen zu Geld“, rief das praktische Weib, „s'gann sin, daß Se wärtlich als allerärstete erwischt ham, un davor kriegen Se uff dr Zeitunkt 'n Fuffacher, un auherdäm gomm't's Veilchen morchen ins Blatt rein untersch' Logale. Mei Gustav macht das immer mit'm ärstchten Raigäfer so, daher weck ich's.“

Ich dankte für den gut gemeinten Rat, dachte aber gar nicht daran, meinen kleinen Lenzkinder um schnöden Mammon zu verschachern. Eins wußte ich jedenfalls nun: es war aussichtslos, einen Menschen zu finden, der sich mit mir freuen würde. Vielleicht hatten sie auch recht, alle die anderen. Ich wisse nicht mehr in die heutige Zeit, wo bereits die Schulbuben mit Materialismus geladen einherstampfen. Und Willos Diagnose stimmt schon: wenn seine Zeit gekommen ist, muß der Frühling antreten, mag er nun wollen oder nicht. Und fast schämte ich mich, daß ich, nur ich allein, hierin so etwas wie ein Wunder sah.

Vor der Heimkehr mußte ich noch auf einen Sprung zu dem sehr klugen Mann, dem ich die Abschrift einer Dissertation auszuhändigen hatte. Obwohl ich das Veilchen fast versteckt in der Linken hielt, war es dem Gelehrten doch nicht entgangen, und er bat mich, es ihm zu schenken. Interessierte sich sogar für die Einzelheiten des Plakes, wo ich es gefunden hatte, und war für Minuten gar nicht der sehr kluge Mann, sondern gleich mit ein rechtes Kind.

Von nun an weiß ich, daß „Beschränktheit“ ein gar köstliches Vorrecht ist.

Welt u. Wissen

Woher kommt die Sonnenwärme? Der französische Astronom Charles Nordmann beschäftigt sich in einem Aufsatz des „Matin“ mit der Anwendung der neuesten Atomforschung auf die Vorgänge im Weltall und kommt dabei zu interessanten Ergebnissen: „Was hat man nicht alles über den Ursprung der Wärme der Sterne und besonders über einen der kleinsten unter ihnen, der Sonne, geschrieben und phantasiert? Wenn wir uns auf die Sonne beschränken, so ist es eine Tatsache, daß jeder Quadratzentimeter der Sonnenoberfläche unaufhörlich unter der Form von Wärme eine Energiemenge in den Raum abgibt, die der eines

Motors von 9 Pferdekraften entspricht. Da der Durchmesser der Sonne ungefähr 1 1/4 Millionen Kilometer ist, so kann man sich leicht die fabelhafte Zahl der Pferdekraften ausrechnen, die die von der ganzen Sonnenoberfläche ausgestrahlte Wärme darstellt. Woher kommt diese Energie, die sich unaufhörlich — wie die Geologie beweist — seit mindestens Hunderten von Jahrtausenden ausstrahlt? Die Energie der Sonne und der Sterne muß durch eine Art Vernichtung ihrer Materie hervorgerufen werden. Man weiß heute, daß alle Atome — ähnlich wie Sonnensysteme im kleinen — aus einem winzigen Kern bestehen, der mit positiver Elektrizität geladen ist und um den sich winzige Planeten drehen, die Elektronen, die mit negativer Elektrizität geladen sind. Es ist auch bewiesen — so weit man beweisen kann —, daß die Masse der Atome nur das Ergebnis der elektromagnetischen Bewegung der Elektroden um den Kern ist. Nun haben verschiedene physikalische Vorgänge und besonders eine sehr erhöhte Temperatur, wie diejenige der Sterne, die Wirkung, den Atomen den größten Teil ihrer äußeren Elektronen zu entreißen. Wenn die letzten übrigbleibenden Elektronen sich in den Kern stürzen, ist das Atom elektrisch vernichtet und seine Masse existiert nicht mehr. Dieser letzte Sturz der Elektronen in den Atomkern erzeugt eine Wärme, die man berechnen kann, und in ihr sieht man heute den Ursprung der Wärme der Sonne und der Sterne. Die Energie, die die Sonne und die Sterne ausstrahlen, wäre also danach der Schwanengesang der sterbenden Atome. Es ist die letzte Kunde von einer Masse, die zerfällt, und von einer Glut, die erlischt. Die Energie, die durch die Verbrennung einer Tonne Kohlen hervorgerufen wird, genügt, um eine Schnellzuglokomotive eine Stunde lang in Bewegung zu halten. Aber man kann berechnen, daß die Energie dieser selben Tonne Kohlen, wenn ihre Atome sich nach dem vorbeschriebenen Mechanismus zerstörten, genügen würde, um alle Fabriken und alle Maschinen Frankreichs mehr als ein Jahrhundert lang zu speisen."

Eine Rundfrage nach raffinierten Verbrechen. Eine dänische Zeitung veranfaßte kürzlich unter namhaften Schriftstellern eine Rundfrage, welche Verbrechen der neueren Zeit ihnen besonders raffiniert erschienen. Der berühmte Romanschriftsteller Frank Heller erinnerte in seiner Antwort an folgenden Fall: Eines der raffiniertesten Verbrechen, deren ich mich entsinnen kann, war der Schwindel, durch den eine ganz gewöhnliche Kopie einem amerikanischen Kunsthändler als berühmtes Meisterwerk „angedreht“ wurde. Der schlaue Betrüger ließ von einem armen Maler in Paris die Kopie eines Bildes aus dem Louvre anfertigen. Er ließ ihn auch die Unterschrift kopieren und sie dann übermalen. Das Bild wurde einem Käufer in New York angeboten. Gleichzeitig erhielt die Zollbehörde in New York eine anonyme Mitteilung, daß das Bild eines alten Meisters, das einen ungeheuren Wert habe, nach Amerika eingeschmuggelt werden solle. Die Unterschrift könne man entdecken, nachdem die Farbe darüber entfernt worden sei. Der Trid schlug ein: die Zollbehörde ließ das Bild beschlagnahmen und forderte von dem Adressaten eine hohe Strafkasse. Jedes Bedenken des Liebhabers war dadurch zerstreut, und so zahlte er mit Vergnügen den sehr hohen Preis in der festen Überzeugung, er habe einen wertvollen Kauf gemacht. Hermann Jensen teilte folgende Geschichte mit: Vor dem Kriege war auf einer Gesandtschaft in der chilenischen Hauptstadt ein Kanakist angestellt. Dieser beging mehrere Unterschlagungen, und um sich vor den Folgen zu schützen, entschloß er sich, rechtzeitig zu verschwinden. Er führte seinen Plan aus, indem er sich selbst anonyme Drohbriefe schrieb, die er seinen Vorgesetzten zeigte. Da der Kanakist in sehr gutem Rufe stand, war die Gesandtschaft darüber sehr besorgt und riet ihm zu größter Vorsicht. Inzwischen ließ sich der Beträuger einen Paß ausstellen, der auf den Namen eines guten Freundes namens Lamotte lautete. Für Lamotte bestellte er ein Zimmer in einem Hotel in Santiago und schickte sein Gepäck dorthin. Eines Tages begab sich der Verbrecher frühmorgens in die Kanzlei der Gesandtschaft, wo nur ein chilenischer Pförtner namens Tapir anwesend war. Im Schrank hatte der Kanakist neue Kleidung für sich bereit gelegt. Er zog sich vor den Augen Tapirs um und bot diesem seine alte Kleidung zum Geschenk an. Er bewegte ihn auch dazu, diese sofort anzuprobieren. Sobald sich Tapir umgezogen hatte, schlug ihn der Kanakist nieder, steckte ihm seine Uhr und andere Gegenstände in die Tasche und verbrannte ihm das Gesicht mit einem Bunsenbrenner bis zur Unkenntlichkeit. Dann begab er sich auf die Reise. Für die Gesandtschaft bestand kein Zweifel, daß der treue Beamte mit Hilfe des verschwundenen Wächters von seinen Feinden, die ihm Drohbriefe geschrieben hatten, ermordet worden war. Das Verbrechen wäre wohl niemals entdeckt worden, wenn der Mörder nicht die Unvorsichtigkeit

begangen hätte, in diesem Lande, wo aufgefleibete Leute stets in der ersten Klasse fahren, ein Abteil zweiter Klasse zu besteigen. Er fiel einem Polizeiobersten durch seine Kleidung auf, wurde zwecks Identifizierung festgenommen und dann erkannt.

Wie entstand der Bernstein? Über die ursprüngliche Entstehung des Bernsteins, der in Broden verschiedenster Größe gefunden wird, sind wir heute ziemlich genau unterrichtet. Nach langem Schwanken der Ansichten über die Bernsteinbildung führten erst gründliche Arbeiten, verbunden mit physikalischen und botanisch-mikroskopischen Untersuchungen, zu dem endgültigen Ergebnis, daß der Bernstein ein fossiles Fichtenharz ist. Goepfert glaubte zuerst, nur eine einzige Fichtenart, die sog. Bernsteinfichte, habe en Bernstein geliefert. Auf die Dauer ließ sich aber diese Ansicht nicht halten, und später hat Goepfert selbst ausgesprochen, daß eine ganze Reihe verschiedener Fichtenarten den Bernstein gebildet haben müsse. Wahrscheinlich sind diese Nadelhölzer schon an und für sich besonders harzreich gewesen, sicherlich aber haben in den alten Bernsteinwäldern Stürme, Blieschläge, Insekten, Pilze usw. die Bäume fortwährend schwer geschädigt, so daß reichlicher Harzfluß für den Verschluß der Wunden und zur Bekämpfung der durch die Schädlinge verursachten Baumkrankheiten nötig war. Solche Mengen versteinerten Harzes wie wir sie heute in Gestalt des Bernsteins finden, konnten natürlich nur im Laufe vieler Jahrtausende gebildet werden.

Vom Pantoffel. „Er steht unter dem Pantoffel.“ Wenn wir uns über die Entstehung dieser verhängnisvollen Redensart näher unterrichten wollen, so müssen wir bis auf die alten Germanen zurückgehen. Pantoffel gab es zwar damals noch nicht; denn dieses Wort kommt erst seit dem 15. Jahrhundert in der deutschen Sprache vor. Dagegen war bei unseren Vorfahren der Schuh ein Sinnbild der Unterwerfung. Sobald also die Braut den vom Bräutigam ihr dargebrachten Schuh an den Fuß gelegt hatte, ward sie als seiner Gewalt unterworfen betrachtet. Jene schöne Königs Tochter von Konstantinopel, um welche der Sage nach König Rother unerkannt warb, wurde dadurch nach altdenischem Rechtsbegriff in Rother's Gewalt gebracht, daß sie die prächtigen Schuhe anlegte, die der Listige ihr schickte. Alte Geschichtsschreiber berichten ferner, daß selbst mächtige Könige den Schuh als Sinnbild der Unterwerfung gebrauchten. So mußte der irische König Murecarbus die Schuhe, welche der norwegische König Klaus Magnus ihm schickte, ganz ausdrücklich nicht an den Füßen, sondern auf der Schulter tragen. Dieser irische König war also buchstäblich unter den Schuhen gekommen.

Gesellschaft und Mode

Die Wiederkehr der Augen. Der Frühling beschwört uns dieses Jahr zu all seinen alten Wundern noch eine neue Überraschung: neben den bunten Sternen der Blumen werden uns schönere Sterne wieder leuchten, deren Glanz und Herrlichkeit die Dichter zu allen Zeiten begehnen haben. Die Augensterne der Frauen waren untergegangen — wenigstens auf der Straße. Die Hüte waren ja so tief ins Gesicht hineingezogen, daß nur selten ein Blick darunter hervorstreifte, und die ganze Schönheit des weiblichen Auges war dem Begegnenden nicht zu erschauen möglich, wenn er nicht ganz nahe herantrat und unter den Hutrand blickte. Nun gestattet die Mode der Damenwelt, wieder „Augen zu tragen“. Der Frühlingshut wird ganz anders aufgesetzt als der Winterhut, und die Putzmakerin zeigt der Käuferin, die gewohnt ist, mit einem lässigen Hut den Hut bis auf die Nase herabzusetzen, wie die Kopfbedeckung jetzt nach hinten geschoben werden muß, so daß die Augen und Augenbrauen freiliegen. Der Hut wird jetzt wieder mehr auf dem Hinterkopf getragen, wie es die Großmütter zu einer Zeit taten, da man dem Hut noch durch lange Haarmädeln einen Halt auf der Krone des Haares verlieh. Die Frauen finden sich nach der langen Zeit des Hornüberziehens nur schwer in den rückwärtigen Sitz. Viele der neuen Modelle haben geschwungene Krempen, die vorn zurücktreten und an den Seiten sich verbreiten, um den Augen mehr Freiheit zu gewähren; andere verzichten überhaupt auf einen Rand oder decken ihn nur an. Aber mag um der Kopf hoch sein oder broit, glatt oder in Stufen aufsteigend, mag ein größerer Rand sich wölben oder die runde Turbanform gewahrt werden, mögen glitzernde Agraffen oder mächtige Federbüsche den Hut zieren — er muß aus der Stellung heraustragen, damit die Augen wieder zur Geltung kommen.